

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 246. Bromberg, den 25. Oktober 1931.

Ines und Juliane.

Roman von **Brünhilde Hofmann.**

(9. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Als geklopft wird, ruft sie: „Herein!" da niemand sonst da ist, der es tun könnte.

Der Kellner fragt: „Wann soll serviert werden? Wissen Sie, ob Seine Durchlaucht etwas darüber bestimmt haben, Fräulein — —"

„Molitor", hilft Ines ihm, rasch entschlossen, aus. „Seine Durchlaucht haben nichts darüber bestimmt", sagt sie mit feierlichem Gesicht, nimmt die Kappe ab, schüttelt ungeniert das Haar und kämmt es, die Glastür des Bücherschrankes als Spiegel benutzend. „Aber Sie können ruhig decken! Wir arbeiten doch am Schreibtisch."

„Jawohl", sagt der Stubenkellner, in der Mittellage zwischen Respekt und Vertraulichkeit. Während er den Tisch herrichtet, beobachtet er interessiert die hübsche Sekretärin, die sich mit den Besonderheiten der Maschine vertraut macht. Er verschwindet noch einmal auf den Gang, meldet dann, es sei angerichtet, und schließt die Doppeltür hinter sich.

Ines mustert den Tisch. Sehr einfach: ein paar kalte Platten und eine Flasche Weißwein. Im Grunde genommen hatte sie sich das Abendessen im Hotel Royal anders vorgestellt. Aber das ist unwichtig; heute kommt es auf etwas anderes an. Immerhin hat sie beträchtlichen Appetit, ganz plötzlich, angesichts der Speisen; denn sie hat vor Sorge und Aufregung in den letzten Tagen fast nichts gegessen.

„Guten Abend, Fräulein Ines!" Vitry steht in der Tür zum Nebenzimmer. Sein etwas zu kurzer Scheitel glänzt spiegelblank im Licht der elektrischen Krone. Sein Gesicht hat einen undefinierbaren Ausdruck. Er läßt die Blicke sekundenlang auf ihr haften. Sie sieht in Rock und Bluse jünger aus. Fesch! denkt Vitry auf österreichisch. „Also, wo brennt's?" fährt er scherzhaft fort. „Ich bin neugierig. Verfügen Sie von vornherein über mich. Reizende kleine Komödie das hier übrigens, nicht?"

„Ich bin Ihnen für die Rücksicht sehr dankbar. Ich hatte gar nicht geglaubt, daß Sie sich zugunsten meines guten Rufs soviel Umstände machen würden." Ines lehnt am Schreibtisch. Ihr Lächeln ist etwas spöttisch.

„Nicht? Da kennen Sie uns Österreicher eben schlecht. Wir sind sehr ritterlich. Ich besonders . . . Sie wollten mich doch allein sprechen, ungestört? Na also! Und hier im Hotel — —"

„Ich verstehe. „Ritterlich" sagen Sie. Und da schicken Sie mir ins Imperial eine kurze Absage und lassen nichts mehr von sich hören —?"

„Stimmt," nickt der Prinz. „Ich hatte meine Gründe. Einer war wohl der, daß ich mir dachte, es sei nicht gut für mich, Sie wiederzusehen. Wenn ich arrogant wäre, könnte ich sagen: Auch für Sie nicht." Dabei blickte er ihr treuherzig ins Gesicht.

Ines lacht. Ihre Augen funkeln ihn amüsiert an.

„Tatsächlich!" bestätigte Vitry. „Sie brauchen da nicht zu lachen! Sie haben eben keine Ahnung —"

„Meinen Sie? Sie vielleicht auch nicht. Oder können Sie sich denken, weshalb ich hier bin?"

Vitry ist an den Tisch getreten und betrachtet gedankenvoll die garnierten Platten. „Vielleicht konnten Sie die Sehnsucht, mich wiederzusehen, nicht unterdrücken; wahrscheinlich aber brauchen Sie Geld . . ."

Ines schiebt die Schuhspitzen tiefer in den weichen Teppich. „Sie sind gar nicht so dumm," sagt sie langsam. „Ich brauche wirklich Geld. Ich habe gespielt . . ."

„Kenne ich," bestätigte der Prinz trocken. „Aber ich denke, wir lassen das Geschäftliche bis nachher? Ich werde diese diskrete Andeutung eines Abendessens noch etwas vervollständigen. Also soupieren wir erst mal! Haben Sie Appetit?"

„Ich habe richtiggehenden Hunger," berichtigt Ines wahrheitsgemäß. „Ich habe vor lauter Angst nichts essen können."

Vitry schüttelt bekümmert den Kopf und verschwindet eilig nach nebenan. Er kommt mit einer Vase voll herrlicher Chrysanthemen zurück und mit einer Flasche unterm Arm. Er hantiert mit eifrigem Geschick. „Nehmen Sie Platz! Es geht los! Wir arbeiten und wollen ungestört sein, was?" Er legt Ines vor, füllt die Gläser und trinkt das seine gleich aus.

„Ah — probieren Sie mal! Schmeckt's?"

„Tadellos."

Er beobachtet sie mit Vergnügen.

Ines trinkt durstig. „Was ist das für Wein?" fragt sie etwas schüchtern.

„Burgunder. Schmeckt er nicht?"

„Doch. Aber er ist so sehr schwer, nicht?"

„Ach wo! Können Sie so wenig vertragen?"

„Ich kann eine ganze Menge vertragen. Ich habe noch nie so guten Wein getrunken."

Ines hört auf zu lächeln und sieht ihn einen Augenblick unsicher an.

Vitry füllt die Gläser frisch und bietet Zigaretten an. „Also, los!" sagt er, ihr Feuer reichend. „Aber machen Sie's gnädig! Ich werde natürlich alles für Sie tun, Ines; aber ich habe kolossal viel Geld verbraucht. Ganz unglaublich."

Ines sieht enttäuscht aus. Sie scheint mit einem Ruck ernüchtert.

„So schlimm ist es nun wieder nicht", lenkt Vitry ein. „Es wird schon noch reichen! Ihr Besuch ist mir alles wert, Ines, tatsächlich. Und daß Sie Vertrauen zu mir haben! Also: wieviel?"

„Fünftausend Frank," sagt Ines prompt. „Eigentlich sind es zwar nur dreitausendfünfhundert . . ."

„Donnerwetter!" Vitry ist ehrlich bestürzt. „Verspielt? Aber woher —"

„Die Perlenkette!"

Er greift schweigend zum Glas, begegnet ihrem gespannten Blick.

Auch Ines trinkt, um die Nervosität zu betäuben. „Aber Sie müssen nicht, Durchlaucht! Wenn es Ihnen zuviel ist... Ich brauche Ihre Hilfe nämlich nicht; jemand anders gibt

mir gern das Geld." Sie sieht ihn dabei widersetzlich und verächtlich an. Aber ihre Blicke beginnen schon zu verschwimmen.

„Wer?" fragt Vitry. „Hemptin?"

„Nein, Kerkhoove."

„Kerkhoove?" Vitry runzelt, angestrengt nachdenkend, die Stirn. „Doch nicht euer Bureauvorsteher?" Vor seinem geistigen Auge taucht die graue Gestalt dieses bescheidenen Mannes schemenhaft auf und verschwindet.

„Ja, der. Von ihm kann ich es ruhig nehmen." Ines wiederholt unbewußt Kerkhooves Worte.

„Und von mir nicht? Haben Sie nicht auch dieselbe Perlenkette" — Vitry hat sich über den Tisch geneigt und spannt sie in seine Blicke ein — „von mir angenommen, Ines?"

„Richtig" sagt sie. „Ich möchte sie ja auch gern wiederhaben."

„Wirklich?"

„Tatsächlich —", macht Ines ihm nach. „Aber nicht Ihretwegen. Das müssen Sie nicht denken! Und nun möchte ich gehen . . ."

Sie versucht, sich zu erheben, merkt aber, daß sie zu schwanken beginnt.

Vitry ist aufgesprungen, hat den Arm um ihre Schultern gelegt und läßt sie sanft in den Sessel zurückgleiten. „Aber, Ines," sagt er leise, auf ihrer Sessellehne sitzend „warum denn? Und warum nicht meinetwegen? Gar nicht — nein? Aber ich werde es trotzdem tun. Alles, Ines!" spricht er.

Ines hält den Kopf hilflos gesenkt; sie hat ein taumeliges Gefühl, demgegenüber alles andere gleichgültig ist.

„Ines . . ." Er fühlt, wie ihre Schultern zucken. Ein stilles, hilfloses Weinen. „Um Gottes willen —!"

„Ich kann nicht mehr!" wimmerte sie.

„Ich liebe Sie doch, Ines!"

Ines hat bei dem spontanen Gefühlsausbruch das Gesicht gehoben. Etwas Elementares klingt an. Dabei geistern die Warnungen der Vernunft durch ihr viel zu nüchternes, verständiges Hirn. „Unsinn!" sagt sie tastend. „Das ist doch alles Quatsch!"

Vitry mit geröteter Stirn, hält ihren unsicheren Blick eigensinnig fest. „Und wenn schon! Warum nicht?"

„Und dann?" fragt Ines matt

„Dann —?" Vitry steht plötzlich hinter ihr. „Das „Dann" findet sich schon —", hört sie seine Stimme sehr fern.

*

„Was hast du nur?" Bouwine Kerkhoove, die damit beschäftigt ist, die Hosen ihres Ältesten, des fünfjährigen Karsten, auszubessern, sieht von ihrer Arbeit auf. Sie wollte eigentlich an dem gereizten Schweigen festhalten, das nach dem verspäteten Erscheinen ihres Mannes zum Abendbrot zwischen ihnen ausgebrochen war.

„Nichts", entgegnete Karsten Kerkhoove, der Vater, und atmete beklommen.

„Du liest doch gar nicht! Du hältst bloß die Zeitung vors Gesicht, um nicht mit mir zu sprechen!" Das hat sie durch ihre Stahlbrille schon eine Weile beobachtet.

Karsten Kerkhoove läßt das Blatt sinken und sieht seine Frau an. „Es liegt wirklich nichts vor," sagt er sanft. „Man denkt manchmal nach. Ist mal nicht aufgelegt zum Reden. Das ist wohl Stimmungssache."

„So? Ich nenne das Launen. Es ist nicht schön von dir, sie an mir auszulassen. Aber das tust du immer! Den ganzen Tag sitze ich hier allein im Hause — arbeite, spare, koche, wasche, quäl mich mit den Kindern herum. Und wenn du dann endlich kommst, sitzt du geistesabwesend da und maulst. Was hab ich eigentlich von meinem Leben?"

Kerkhoove senkt den Kopf. Ein schmerzlicher Zug tritt um die Mundwinkel hervor. „Ich arbeite doch auch für euch. Man ist eben müde."

„Das ist ja schließlich auch deine Pflicht," quittierte Bouwine über den ersten Teil seiner Entgegnung.

„Gewiß."

„Wo warst du denn so lange heute abend? Hattest du so viel zu tun?"

„Auch das. Und dann war ich bei Fräulein Discail."

Frau Kerkhove läßt die Hose ihres Ältesten in den Schoß sinken und streicht mit der von Küchenarbeit zeugenden Hand eine schwarze Haarsträhne hinters Ohr. „Wieso? Weshalb?"

„Es ist da etwas nicht ganz in Ordnung . . . Wir fürchteten, sie sei vielleicht krank. Sie kam nicht ins Bureau. Und da meinte der Doktor, ich sollte mal nach ihr sehen."

„Ihr scheint ja sehr besorgt um sie zu sein! Hat sie sich denn nicht mal entschuldigt? Was war denn los?"

Kerkhoove blickte unschlüssig vor sich in die Luft. Die Atmosphäre des kleinen, vom täglichen Familienleben verbrauchten Zimmers hat heute etwas Bedrückendes für ihn; es riecht nach gekochter Wäsche und Küchendünsten. „Ich kann dir das im einzelnen nicht sagen. Aber ich fürchte, das Mädchen ist in ernster Gefahr. Sie steht so allein da."

„Das ist deine Sorge, ja? Aber beruhige dich nur: Unkraut vergeht nicht! Sie ist ein raffiniertes und berechnendes Frauenzimmer. Außerdem hat sie doch ihren Verlobten! Sie spekuliert wohl noch auf eine bessere Partie . . . Die Männer sind ja alle wie verrückt nach ihr. Oder nicht? Laß sie doch auf sich allein aufpassen! Was geht es denn dich an?" In das Gesicht der Frau ist eine jähe Röte getreten. Instinktiv Erfühltes brodelt unausgesprochen unter der Oberfläche, zum Ausbruch bereit.

„Vielleicht hast du recht", sagte Kerkhoove leise. Vielleicht hatte sie wirklich recht. Aber dennoch . . . „Ich gehe noch einen Augenblick fort. Ich habe Kopfschmerzen und kann da so schlecht einschlafen." Er steht auf. Die Wände drücken auf ihn; der Aufenthalt in diesem Zimmer wird zur Unerträglichkeit; auch die Gegenwart seiner Frau. Ja — auch sie, die sich schweigend und verbissen wieder über ihre Arbeit beugt.

„Geh nur!"

Er weiß wohl, daß auch sie nicht schlafen wird, bis er zurückkommt, und daß sie müde ist. Aber er geht. Er kann nicht anders.

Ohne rechten Entschluß gelangt er zum Hotel Royal. Das ist doch die Adresse des Prinzen Vitry, die er Ines Discail nicht hatte geben wollen. Aus einiger Entfernung sieht er einen Wagen am Portal vorfahren und eine Dame einsteigen. Kein Zweifel, daß es Ines ist. Ein unerklärbares Wissen senkt sich wie eine schwere Last auf ihn, während er stillsteht und dem Wagen nachsieht.

Zum erstenmal in seinem Leben kommt Karsten Kerkhoove erst im Morgengrauen nach Hause. Das Licht im Wohnzimmer brennt noch. Er öffnet vorsichtig die Tür, bleibt auf der Schwelle stehen. „Bist du noch auf, Bouwine?" Die eigene Stimme klingt ihm fremd, fern und unpersönlich.

Bouwine Kerkhoove wendet müde den Kopf und sieht ihren Mann an. Im Zwielicht der übernächtigen Lampe und des neuen Tages erscheint seine reglose Gestalt von grauen Schleiern verhangen. Schweigend blicken sie einander in die überwachten Augen. Ohne ein Wort löscht sie das Licht und geht ins Schlafzimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Die deutsche Einwanderung in Galizien vor 150 Jahren.

Aus einem Vortrag des Studienrats Lang,

gehalten am 12. Oktober d. J. in der Historischen Gruppe der D. G. f. K. und W. in Bromberg.

II.

Für die Betrachtung der Verhältnisse, in die die deutschen Menschen nach dem Verlassen ihrer rheinischen Heimat hineingekommen sind, bietet sich ein klassisches Beispiel von selbst an, nämlich: Galizien, weil die Deutschen dort in diesem Jahre ihrer vor 150 Jahren erfolgten Einwanderung festlich gedenken.

Schon im XII. und XIII. Jahrhundert gab es in allen größeren Orten des ausgedehnten Polenreiches deutsche Faktoreien. Nachdem durch die Tartareneinfälle der südliche Teil Polens, also etwa das spätere Galizien oder heutige Kleinpolen vollständig vernichtet und entvölkert worden ist, erkannten die polnischen Fürsten den Wert fester Plätze und bewehrter Orte und schritten vor allem zur Städtegründung

nach deutschem Muster. Besonders stark machte sich der Einfluß des nachbarlichen deutschen Schlesiens bemerkbar, dem manche deutsche Ortschaft in Galizien ihr Entstehen verdankt. Aber auch das verödete Land mußte wieder besiedelt werden, und weil der ukrainische Bauer unter dem Druck der Mongolen immer weiter nach dem Westen vordrang und zwar hauptsächlich im Gebirge, das einen Schutz gegen die mongolischen Reiter gewährte, so wurden deutsche Bauern auf dem Gebiete am Wislok, einem linken Nebenfluß des San angesiedelt. Dieses Gebiet heißt heute noch im polnischen Volke „Gluchoniemcy“ und die Tracht seiner Bauern soll, wie verschiedene Forscher vermuten, der Tracht der Siebenbürger Sachsen ähnlich sein.

Die polnischen Fürsten boten große Vorteile und Vorrechte (Privilegien) den deutschen Siedlern an, vor allem aber die Rechtsprechung nach deutschem Recht (damals in Polen allgemein Magdeburger Recht genannt). Viele Städte und Dörfer wurden von den Deutschen wieder aufgebaut oder neu gegründet und nach deutschem Recht eingerichtet. Deutsch blieben bis ins XVI. Jahrhundert die beiden Hauptstädte des Landes Krakau und Lemberg. Krakau ist schon 1257 mit dem Magdeburger Rechte ausgestattet worden. Im Jahre 1430 wurde Krakau in den Bund der deutschen Hansa aufgenommen. Lemberg hatte sich durch seinen Handel mit dem Orient im XIV. Jahrhundert zu einem bedeutenden Handels- und Stapelplatz emporgeschwungen und erhielt 1356 von Kasimir dem Großen deutsches Stadtrecht. Deutsch war in diesen Städten die Bürgerschaft, deutsch die Amtssprache, deutsch die Predigt in den zahlreichen von Deutschen erbauten Kirchen.

Im Jahre 1525 schreibt der polnische Bischof von Przemysl Andreas Krzycki in einem Brief an den Humanisten Erasmus von Rotterdam: „Die Bevölkerung unseres Landes setzt sich aus Deutschen und Sarmaten zusammen“. Der um die Mitte des XVII. Jahrhunderts in Lemberg lebende Chronist Zimorowicz spricht von einer „Leopolis Germanica“ und hebt hervor, daß den Deutschen das Aufblühen der Stadt zu verdanken ist.

In Krakau hielt sich vorübergehend Albrecht Dürer auf, dessen beide Brüder Hans und Andreas sich hier niedergelassen haben. Im deutschen Krakau wirkte 32 Jahre hindurch der Nürnberger Meister Veit Stoß. Der polnische Geschichtsschreiber M. Bobrzyński (Dzieje Polski w zarysie, S. 49) schreibt: „Das deutsche Element war seit Mitte des XIII. Jahrhunderts nicht nur ein Zusatz, sondern ein hauptsächlicher Faktor nicht nur in den Städten, sondern auch in den Dörfern Polens“, und mit Recht, denn Handel und Gewerbe lagen ausschließlich in Händen deutscher Bürger, deutsche Kultur und deutsches Recht waren allgemein anerkannte höhere Werte.

Das Schicksal des damaligen Deutschtums in Galizien hat die Gegenreformation besiegelt. Die Reformation in Polen erfaßte auch das Deutschtum in Polen nahezu restlos. In fast 100 Ortschaften des damaligen Kleinpolens (Gebiet zwischen Weichsel und San) bestanden im XVI. Jahrhundert evangelische Gemeinden mit eigenen Bethäusern und Schulen. Unter dem anfangs protestantisch gesinnten siebenbürgischen Fürsten und späteren König Stephan Batory erhob die Reaktion mächtig ihr Haupt. Protestantische Kirchen wurden geplündert und verwüstet, Friedhöfe geschändet und „Ketzerei“ als Verrat an der polnischen Nation gebrandmarkt.

Mit dem Protestantismus ging auch das Deutschtum in Kleinpolen zugrunde. Aber mit dem Verschwinden der deutschen Bürgerschaft verschwand auch die deutsche Kultur. Die Stelle der deutschen Bürgerschaft nahmen allmählich die vom Westen vordringenden Juden ein und damit war dem Lande das entscheidende Gepräge gegeben, das es bis der Übernahme durch Österreich gehabt hat. Dazu kam die furchtbare Auswirkung der Alleinherrschaft des polnischen Adels, der, dem krassesten Egoismus und Materialismus verfallen, keine Gesetze respektierte, die ihm nicht besondere Vorteile gewährten, und um der materiellen Vorteile willen kämpfte er gegen alle und alles, verweigerte den Gehorsam seinem König und verband sich sogar mit den Feinden des eigenen Vaterlandes. Diesem Größenwahn des polnischen Adels fiel das Bürgertum und die Landbevölkerung zum Opfer, Land und Volk waren ruiniert. Dazu gab es im Lande 21 Klöster mit 3212 Mönchen und Nonnen, die nicht arbeiteten, sondern vom Lande zehrten. Tokarz (Galicja w erze józefińskiej, S. 384) berichtet: „Jeder 30. Geistliche hat kaum die notwendigsten Studien. Viele von ihnen können gar nicht schreiben“.

Bei der Übernahme des Landes durch Österreich kannte der galizische Bauer nur einen hölzernen Wagen, einen primitiven hölzernen Pflug, seine Egge war ein mit Nägeln vollgeschlagenes Brett. Er pflügte kaum 15 Zentimeter tief, kannte nicht den Wert des Düngers, den er auch in den ersten Jahren der Kolonisation ohne weiteres dem deutschen Kolonisten überließ. Er kannte keine Wiesenkultur und nicht den Anbau von Gräsern, er kannte nicht Klee und Raps. Sein Vieh war verkrüppelt und mager, es stand auch im Winter im Freien, dementsprechend war auch der Milchertrag. Der Bauer hauste in einer aus Weidenruten geflochtenen und mit Lehm beschmierten Kate ohne Schornstein, er war dem Schmutz und dem Ungeziefer rettungslos verfallen. Er ist in diesem seinem Zustand so apathisch geworden, daß er den Kampf mit den Raubtieren fast aufgegeben hatte. Welche Plage das Raubzeug bildete, kann daran ermessen werden, daß die österreichische Regierung Prämien für das Erlegen gezahlt hat, und als die deutschen Kolonisten ins Land kamen und den Kampf mit den Raubtieren aufgenommen haben, wurden z. B. im Kreise Sambor in den ersten 9 Siedlungsjahren 86 Bären und 420 Wölfe getötet und 2277 Florins an Belohnung dafür ausgezahlt. Ähnlich wie die Landwirtschaft lag auch die Forstwirtschaft darnieder.

Für den Verfall der Städte ist z. B. folgendes bezeichnend: Als die österreichischen Beamten in Lemberg des Watens im kniehohen Schmutz überdrüssig geworden sind und man ans Pflastern der Straßen schritt, stieß man unter der dicken Schicht von Unrat auf drei Pflaster untereinander. Das unterste war wohl noch von den Deutschen im Mittelalter gelegt worden, aber dann ließ man es verkommen und legte einfach ein neues darauf, und als dieses unter dem Unrat versank, ein drittes, bis die österreichische Verwaltung endlich Ordnung schaffte.

Bei der ersten Teilung Polens 1772 erhielt Österreich Ostgalizien, bei der dritten Teilung 1795 Westgalizien mit Ausnahme von Krakau, das ein selbständiges Fürstentum wurde und erst vom Wiener Kongreß 1815 Österreich zugesprochen worden ist. Der vorhin geschilderte Zustand des Landes war der Österreichischen Regierung bekannt. Schon wenige Wochen nach der Erwerbung des ersten Teiles hat Joseph II. seiner kaiserlichen Mutter Vorschläge unterbreitet, welche neben anderen dringenden Maßregeln die Herbeiziehung neuer Kulturelemente befürworteten. Zu diesem Zwecke sollte auch den Dissidenten (also auch Protestanten) freie Religionsübung gewährt werden. Die bäuerlichen Siedler sollten 6 Freijahre, die Handwerker 10 Freijahre und das Meisterrecht erhalten. Der Postbetrieb, die Wirtshäuser und ähnliche Unternehmen sollten den Juden abgenommen und an Christen, und zwar auch an „Fremde“ vergeben werden.

In diesem Gutachten Josephs sind bereits die Grundgedanken der folgenden Ansiedlung in Galizien enthalten. Ansiedlungen waren in Österreich nichts Neues; die österreichische Regierung betrieb sie seit 1763 in Südungarn. Nach längeren Beratungen wurde schließlich am 1. Oktober 1774 das erste (das Theresianische) Ansiedlungspatent kundgemacht. Darin wurde den katholischen Handelsleuten, Künstlern, Fabrikanten, Professionisten und Handwerkern aus österreichischen Erblanden sowie auch „auswärtigen“ die Bewilligung zur Ansiedlung in Galizien erteilt. Die Protestanten durften sich nur in Lemberg, Jaroslau, Zamość und Zaleszczyki, später auch in Kazimierz und Brody unter Bewilligung von „Privatoratorien“ niederlassen. Allen wurde unentgeltliche Verleihung des Bürger- und Meisterrechts und sechsjährige Befreiung von allen Personalsteuern und Abgaben zugesichert. Das Patent zielte also nur auf Herbeiziehung von Gewerbetreibenden und Kaufleuten ab. Über die Ansiedlung von Bauern kam es zu Lebzeiten Maria Theresias zu keiner Entscheidung, hauptsächlich deswegen, weil die Kaiserin keine Protestanten haben wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Bunte Chronik

*** Wer nicht kochen kann, gewinnt den Prozeß.** Die arme junge Frau, die da kürzlich in San Francisco vor dem Scheidungsrichter stand, mußte jedermann zu Tränen rühren. Das bemitleidenswerte, unglückliche Geschöpf! Wie groß war doch noch vor einem Monat Merel Halls Liebe gewesen, und nun mußte die Ärmste ihren ganzen Glauben an die Menschheit verlieren, wenn der Richter nicht diese Ehe schied! So ging das eine Viertelstunde lang wie ein Wasserfall, bis der Vorsitzende schließlich unterbrechen konnte: „Nun sagen Sie doch nur, worin diese fürchterliche Grausamkeit besteht, die Sie Ihrem Gatten vorwerfen." Der zwanzigjährige Mund der Klägerin formte sich zu erstauntem Schmollen: „Was, das wissen Sie nicht? Drei Wochen waren wir gerade verheiratet, und bis dahin hatten wir uns ganz gut vertragen. Da kommt William Pearson, mein Mann, eines Abends nach Hause und bringt ein paar Freunde mit. „Liebling", sagt er, „setz' uns doch einmal ein paar gebratene Hühner vor". Denken Sie sich doch nur, Richter, gebratene Hühner wollte er haben! Ist das nicht grausam?" — „Für die Hühner vielleicht", meinte der Richter. „Aber eine Grausamkeit Ihnen gegenüber kann ich darin mit dem besten Willen nicht erblicken." — „Keine Grausamkeit! Keine Grausamkeit, gebratene Hühner von einer Frau zu verlangen, wenn man ganz genau weiß, daß die Ärmste überhaupt nicht kochen kann!" — „Ach so!" nickte der Richter verständnisinnig. Und dann beeilte er sich, die Ehe für geschieden zu erklären. Alle Anwesenden hatten aber den Eindruck, daß er dies nur mit Rücksicht auf den armen Ehemann tat.

*

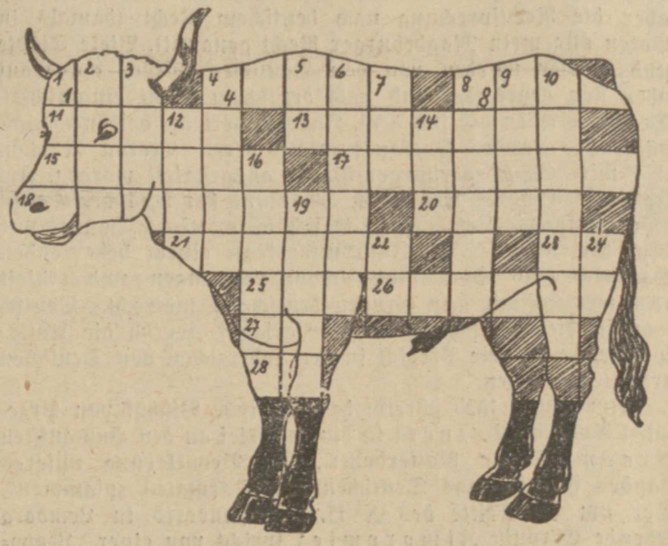
*** Leber gegen Zahnausfall.** Das beste Vorbeugungsmittel gegen Zahnausfall ist nach einem kürzlich veröffentlichten Bericht des Wiener Doktorenkollegiums die rationelle Zahnpflege, wobei übrigens hervorgehoben wird, daß ein Bürsten in wagerechter Richtung schädlich sei, da es die Speisereste in die Zwischenräume des Gebisses drückt, während diese durch ein Bürsten in senkrechter Richtung gereinigt werden. Bei der Erhaltung der Zähne kommt es besonders auf die Zufuhr von Vitamin A an, das beispielsweise im Kraut und in der Tierleber enthalten ist. Dagegen hat die einseitige Ernährung mit Vitamin B, wie sie wohl bei Jugendlichen geschieht, schädliche Wirkungen auf die Zähne; diese „steigen heraus" und können sich nicht mehr gegenseitig abschleifen. Es hat also gegebenenfalls schon im Kindesalter ein Abschleifen der Milchzähne durch den Zahnarzt zu erfolgen. Anderenfalls weichen die Zähne einander aus, um dann verkehrte Stellungen einzunehmen. Vielfach tritt eine Lockerung der Zähne infolge der absonderlichen Lagerung des Körpers während des Schlafens ein. Menschen, die zusammengerollt liegen, pressen oft die Zähne aufeinander. Die daraufhin zu erwartende Schädigung des Gebisses vermeidet man am besten durch Änderung der Lage mehr dem Rücken zu. Letzten Endes helfen Apparate wie z. B. die an den Zähnen befestigten Kautschukschienen gegen das Pressen und Knirschen der Zähne. Die Reinigung der Zahnlücken geschieht neuerdings durch Sauerstoffeinblasungen, die sich gut bewährt haben, wenn auch noch nicht geklärt werden konnte, wie diese günstige Wirkung wissenschaftlich zu begründen ist.

*

*** Eine prähistorische Stadt in Südafrika.** Der englische Archäologe Dr. Lidler entdeckte in der Oranien-Republik in Südafrika Ruinen einer prähistorischen Stadt. Diese Ruinen dehnen sich über eine Strecke von fast drei Kilometern aus. Die Ruinenstadt war unter einer Sandschicht von etwa zwei Metern verborgen. Bei den Ausgrabungsarbeiten konnten einige Lehmsärge gehoben werden, in denen gut erhaltene Leichen gefunden wurden, die mit Asche und Kräutern bedeckt waren. Die Steinhütten, in denen die Urbevölkerung der neuentdeckten Stadt gewohnt hatte, sind von zweierlei Art, hohe und niedrige. Diese merkwürdige Tatsache läßt vermuten, daß die Stadt von zwei verschiedenen Menschenrassen bewohnt war. Die frühesten Bewohner gehörten zu einer Zwergrasse der Buschmänner, die von einem hochgewachsenen und kräftigen Erobererstamm später verdrängt worden waren. Dr. Lidler ist der Ansicht, daß die von ihm entdeckte Stadt eine der ältesten Menschensiedlungen auf der Erde war. Er vertritt den Standpunkt, daß die Wiege der Menschheit nicht in Asien, sondern in Afrika stand.



Kreuzwort-Rätsel.



Wagerecht: 1. Element. — 4. männl. Vorname. — 8. Plagegeist. — 11. deutscher Strom. — 13. europ. Land. — 15. Südfrucht. — 17. Alpensee im Salzkammergut. — 18. Fernrohr. — 20. weibl. Vorname. — 21. Standbild. — 23. chemisch. Zeichen für Tantal. — 25. Teil der Schiffstakelung. — 26. Kleidungsstück. — 27. pharmazeutisches Zeichen für Tinktur. — 28. Badeort in Frankreich.

Senkrecht: 1. Nahrungsmittel. — 2. linker Nebenfluß der Elbe. — 3 wirklich. — 4. Bangigkeit. — 5. italienische Musiknote. — 6. Stadt in Paraguay. — 7. linker Nebenfluß der Donau. — 8. Anstrich. — 9. Weinernte. — 10. moderner Tanz. — 12. wie 20. wagerecht. — 14. rumänische Münze. — 16. Kartenspiel. — 19. japanische Hafenstadt. — 22. wie 28. wagerecht. — 24. Flächenmaß.

*

Scherz-Rätsel.



*

Auflösungen der Rätsel aus Nr. 239

Uhren-Rätsel: Obstweinglas.

*

Zahlen-Diamant:

R
T R E
S C H A F
E M B A R G O
F O L K U N G E R
S C H W A M M
N O R M A
O R T
I

= Reformationsfest.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.